

HANSER

Ilija Trojanow

# An den inneren Ufern Indiens

Eine Reise entlang des Ganges

ISBN-10: 3-446-20229-3

ISBN-13: 978-3-446-20229-0

Weitere Informationen oder Bestellungen unter  
<http://www.hanser.de/978-3-446-20229-0>  
sowie im Buchhandel

Der Ganges wird in Indien Ganga genannt, in respektvoller Anrede Gangaji, in liebevoller Hinwendung Ganga Mataji (Mutter Ganges). Sadhus (Eremiten) und Pujaris (Priester) kennen weitere 108 oder gar 1000 Namen des Ganges. Es gilt ihnen als Sünde, Ganga &laquo;Fluß&laquo; oder &laquo;Wasser&laquo; zu nennen.

I.

Tropfen von der Locke Gottes

Der Mann zieht die Ziege in den Ganges hinein, bis ihr das Wasser gegen den Mutterleib schwappt. Mit nassen Händen streicht er ihr über den prallen Bauch. Er bespritzt sie, er flüstert ihr ins Ohr. Dann führt er sie aus dem Wasser, und die Ziege wirft – kaum spürt sie Ufer unter den Hufen – zwei Zicklein. Der Hirte schneidet die Nabelschnur ab, nimmt die Neugeborenen auf seinen Arm und macht sich auf den Weg ins nahe gelegene Dorf. Der Fluß strömt bedächtig weiter, Fährmänner decken mit ruhigen Pinselstrichen die Kiele der umgedrehten Boote mit Teer ab. Zwei Sadhus füllen ihre Gefäße und grüßen in Gottes Namen. Einige Kühe schlappen lustvoll Wasser. Die Geburt erscheint so selbstverständlich wie das Brummen einer Fliege, wie die Hornhaut auf der Ferse des Fischers. Sie hinterläßt nur ein Stück Nabelschnur auf dem hellbraunen Sand und die Erinnerung an die Entnabelung.

Nicht alles kommt so leise zur Welt. Ganga bricht mit einem anhaltenden Schrei aus dem Gletscher, fällt zur Erde und läuft los, ungestüm, halsüberkopf, um sich schlagend. Shiva hat seinen Kopf hingehalten, Ganga hat sich seines Hauptes bemächtigt; hart beim Aufprall, sanft beim Abfließen stürzt sie von seiner Stirn hinunter, perlt von seinen Locken herab. Ihr stürmisches Rauschen, sein starres Schweigen, unbeweglich bis in die letzte Furche seines Antlitzes. Die Kaskaden schütteln sein Haupt, rütteln ihn aus seiner Versenkung. Shiva kann nicht mehr an sich halten, richtet sich auf und schwingt seine Damru-Trommel. Es klingt wie Eis, das splittert, sich unentwegt spaltet, bis es nur noch aus Tropfen besteht, die von seinen Lippen fallen. Ganga ergreift Shivas Hände, die beiden wirbeln um den Augenblick der Schmelze herum. Der Takt vieler Tropfen wird zu einem Sturzbach. Der Sog schluckt alles, das Echo der Selbstvergessenheit, die eingeschlafenen Felsen, die zwei Hörner, die über dem Gletscher ragen, als sei dieser die faltige Stirn einer

altehrwürdigen Kuh.

Nicht so schnell, haucht die atemlose Ganga.

Schneller, ruft der erregte Shiva.

Sie wirbeln weiter.

Ich lag schon Stunden wach, mit Kopfschmerzen, von der Ekstase der Geburt um den Schlaf gebracht. Früh am Morgen waren wir in Gangotri aufgebrochen zu einem langwierigen Aufstieg von zwanzig Kilometern und tausend Höhenmetern. Den Gletscher hatten wir kurz vor Sonnenuntergang erreicht und sogleich unser Zelt aufgeschlagen – zu nahe am Wasser, wie sich herausstellte. Meine Begleiterin Pac, eine Fotografin, deren Augen im Laufe der Reise alle Schattierungen zwischen Grün und Braun durchwanderten, schlief, ungestört von dem unablässigen Rauschen. Der Mund des Gletschers war nur einige hundert Meter entfernt. Von der dünnen Luft an der Nase herumgeführt, bildete ich mir ein, den Gletscher stöhnen zu hören. Ich trat aus dem Zelt, in die Kälte von viertausend Metern Höhe. Leuchtende Eisstücke trieben vorbei, Sturzbäche trommelten gegen Felsbrocken, mitten im Strudel tanzte Shiva – wie ein Schamane in Trance, ein Mediziner bei der Beschwörung der Fruchtbarkeit – den Tanz von Entstehen und Vergehen. Seiner Trommel entsprangen tausende Töne: die schmatzenden Lippen des Pujaris, das Glockenspiel des Ganga-Tempels in Gangotri, das Flattern orangener Wimpel, die hupenden Busse bei Uttarkashi, das Rattern der Bagger in Tehri, die schrillen Lautsprecher am Triveni Ghat, die Schläge des Meisters auf der Tabla. Da Da Da. Shivas Herz pochte. In jedem Strudel krönte er sich mit Schaum und warf der Welt einen weiteren Klang zu, bis das monotone Rauschen in unzählige Töne und Geräusche zerfallen war.

Rampratap war am Vorabend aufgetaucht, noch bevor wir unser Zelt aufgeschlagen hatten. Er offerierte ein breitgefächertes Angebot. Während der Regenzeit litten selbst Pujaris, die alltäglichen Dienstleister unter den Priestern Indiens, unter Absatzschwierigkeiten. Aus der grauen Decke, in die er sich ver mummt hatte, lugte ein aufdringlich abwartendes Gesicht hervor, das älter schien als dreiunddreißig Jahre. Die Hälfte seines Lebens hatte er am Gletscher verbracht, hatte die komplexen Rituale ausgeführt, die langwierigen Gebete gesprochen, die die Pilger in

Ermangelung von Zeit und Sanskritkenntnissen nicht selbst absolvieren können. Den Winter verbrachte Rampratap bei seiner Frau und seinen drei Kindern in Uttarkashi. Allerdings verschwieg er uns – wie wir am nächsten Morgen von dem Teestubenbetreiber Rahul erfuhren –, daß er nur der Assistent eines Eremiten war, eines „well-connected Baba“, der vor einiger Zeit dem Ruf einer Anhängerin nach Paris gefolgt und nicht zurückgekehrt war. Er hatte einen Garten aus bemalten Steinen und Dreizacken hinterlassen, in dem es für Rampratap kaum etwas zu hegen gab.

Wir waren an diesem Abend die einzigen Pilger in Gaumukh.

Rampratap ließ es sich nicht nehmen, Pac zum Gletscher zu begleiten. Er fragte sie aus, bis er erfuhr, daß wir keine Kinder hatten. Entsetzt wußte er gleich mit einer rettenden Lösung aufzuwarten: In Gaumukh gezeugte Kinder würden heilige Kinder werden. Er bot ihr an, wir könnten in seiner Hütte übernachten. Er berührte sie am Arm, an der Schulter. Nach dem Spaziergang lud er sie zu einer Tasse Tee ein und redete ihr ins mütterliche Gewissen.

Am Morgen nach der durchwachten Nacht fühlte sich mein Kopf an wie ein Flugdrachen, den keine Schnur mehr hielt. Die Fassade des Gletschers glänzte türkis, ein verblaßter Amethyst. Der Pfad führte an Ramprataps Hütte vorbei. Er trat heraus, als wir vorbeischlichen, und wünschte uns einen guten Morgen. Seine Hütte, so deutete seine Armbewegung an, sei zwar verraucht, aber geräumig. Warum müßtet ihr so unbequem im Zelt übernachten?

Wir hatten zu sehen gehofft, wie Ganga aus dem Eis bricht. Doch der untere Teil der abblätternden Gletscherfront war hinter einer Biegung versteckt, je näher wir kamen, desto weniger konnten wir erkennen. Beim Versuch, auf eine der steilen Anhöhen zu steigen, rutschten wir im Schotter ab. Als es uns gelang, eine Erhebung zu erklimmen, baute sich eine weitere vor uns auf. Wir stiegen, von dem ohrenbetäubenden Krachen und Ächzen verunsichert, auf den Gletscher. Manu, unser junger Führer, der die Nacht in Rahuls Hütte verbracht hatte, wurde zunehmend nervöser, als erinnere er sich an die Warnungen seiner Mutter. Das Eis war bedeckt von Geröll und buckelte unter der Last der ständigen Veränderung. In den letzten zwanzig Jahren hat es sich um einen ganzen Kilometer zurückgezogen. Kein anderer Gletscher auf der Welt schrumpft so schnell; die 15000 Gletscher im Himalaja tauen auf, als habe der

Mensch das Tiefkühlfach offengelassen. Wissenschaftler von der Jawaharlal-Nehru-Universität in Delhi warnen, daß die meisten bis zum Jahre 2035 verschwinden könnten, ihr Untergang begleitet von Überflutung und Dürre. Rampratap hätte diese Erkenntnis wohl wenig erstaunt – in der Brahmavaivarta Purana, einem Jahrtausendealten Text, wird vorausgesagt, daß sich Ganga eines Tages, wenn es der Sünden zu viele werden, in der Erwartung des nächsten Goldenen Zeitalters unter der Erdoberfläche verstecken werde. Die Wissenschaftler behaupten, es liege an der globalen Erwärmung; Rampratap erklärte, wir lebten in dem düsteren Zeitalter, im Kali Yuga, von dem wir leider erst die Hälfte hinter uns gebracht hätten. Erst wenn der Kosmos völlig verschmutzt und aus dem Gleichgewicht geraten sei, werde der Kreislauf der Veränderung zu einer neuen Runde aufbrechen. Die beiden Erklärungen ergänzten sich zu einem Bild menschlicher Verfehlung im Großformat. Unser Irrgang endete, als uns zwei Mitglieder einer Bergsteigerexpedition zurückpiffen und uns beschworen, unverzüglich umzukehren, denn in der Regenzeit sei der Gletscher unzuverlässig wie ein erodierender Hang. Ein Steinschlag hinter unserem Rücken verhalte als Warnung. Steine, die kleiner waren als der Klang, den sie erzeugten, taumelten ins Tal. Der Urheber dieses Steinschlags war nicht zu erkennen, bis wir an einer Steilwand, weit oben, einige Berggazellen erblickten, die behende noch höher hinauf kletterten. Da uns der Weg zur anderen Uferseite versperrt war, kehrten wir zurück und tasteten uns von Fels zu Fels näher an den Schlund heran, unter Protest von Manu, der von elf Pilgern erzählte, die vor kurzem ums Leben gekommen waren, als sie beim Snaan, bei ihrem heiligen und heilenden Bad, von herabstürzenden Brocken erschlagen wurden. Als wir den scheinbar letzten Felsvorsprung umrundet hatten, versperrte uns ein weiterer Eisblock den Weg. Wir gaben unsere Jagd nach Einsicht auf, setzten uns hin und betrachteten einen Sadhu, der sich bis auf sein knappes rotes Langoti auszog, die Wassertiefe mit einem Stock prüfte und sich dann in den Fluß legte wie in eine Badewanne, von Eisschollen umgeben. Nach dem Snaan rieb sich der magere Mann mit Asche ein; auf seinen Armen keine Gänsehaut. Offensichtlich kein Freund müßiger Konversation, reagierte er auf die Frage, ob das Wasser nicht sehr kalt sei, mit einem stummen Nicken.

An den inneren Ufern Indiens | Ilija Trojanow

Wir saßen noch lange vor Gaumukh, wie vor einem Wunder.